

HEIDI GEBHARDT

# KEIN MORD OHNE TANTE FRIEDA

Ein Hohe-Tanne-Krimi

LESEPROBE

The background of the cover is a stylized illustration. At the top, there are dark green, jagged shapes representing trees. Below them is a house with a red roof and a small orange chimney. The house has three windows with red shutters. In the foreground, a woman in a purple top and orange skirt is walking a small brown dog on a leash. A wooden lattice fence runs across the bottom of the scene. A large red diagonal banner with the word 'LESEPROBE' in white capital letters is overlaid across the middle of the illustration.

Lesen mit  
Dame, Dackel  
und Rezepten

List

# 1

Mein Bruder kam mir, die Hände gen Himmel gereckt, auf dem Weg durch Friedas gepflegten Vorgarten entgegengerannt und rief: »Hättest du das nicht verhindern können?« Sein Gesicht war schmerzverzerrt, sein Tonfall vorwurfsvoll.

Ich erschrak fürchterlich: »Um Gottes willen! Sven! Was ist denn passiert?«

Das Wiedersehen mit meinem Bruder, den ich nun schon über zwei Jahre nicht gesehen hatte, hatte ich mir anders vorgestellt.

Meine geliebte Tante Frieda, die in Hanau in der Hohen Tanne, einem kleinen Nobelstadtteil, lebte, hatte mich eine Stunde zuvor angerufen und mir aufgeregt mitgeteilt: »Stell dir vor, wer gerade vor meiner Haustür stand! Sven! Hast du Zeit? Kannst du schnell herkommen?«

Natürlich konnte ich! Nur musste ich erst mal meinen Autoschlüssel finden. Nicht dass ich grundsätzlich alles verlege, aber wer hat schon diese Dinge immer parat? Ja, gut, Damen vielleicht. Also, ich meine jetzt richtige Damen, solche, bei denen die Frisur wie ein Helm sitzt, die haben wohlsortierte Handtaschen. Ich besitze keine

Handtasche, geschweige denn eine wohlsortierte. Nachdem ich den Autoschlüssel und auch mein Handy unter einem Stapel Zeitungen entdeckt hatte, verließ ich schnellstens meine Altbauwohnung in Frankfurt-Sachsenhausen und setzte mich in mein altes, ramponiertes Auto.

Ich freute mich so sehr, endlich meinen Bruder wiederzusehen!

Und nun empfing er mich mit einem Vorwurf und einem gequälten Gesichtsausdruck, der mich an das Schlimmste denken ließ. Ich stieß ihn zur Seite, stolperte beinahe über Amsel, den kleinen Rauhaardackel von Tante Frieda, und stürzte ins Haus.

Frieda stand in der Küche vor einem riesigen Entsafter.

»Ach, Lena, schön, dass du da bist!« Sie wischte sich die safttriefenden Finger an der Schürze ab und kam auf mich zu. »Hast du denn deinen Bruder schon begrüßt?« Sie blickte sich suchend nach ihm um. »Fesch sieht er fei aus.«

In dem Moment kam Sven wie ein eitler Gockel in die Küche stolziert und grinste breit.

»Du blöder Idiot«, raunte ich ihm zu.

Frieda blickte mich erstaunt an.

Verschmitzt lachend nahm mich mein Bruder in die Arme. »Mein liebes Schwesterherz! Ich freue mich ja auch so, dich wiederzusehen!«

Ich schubste ihn von mir weg und fuhr ihn ärgerlich an: »Was sollte denn diese doofe Begrüßung? Hast du

noch alle Tassen im Schrank? Mir so einen Schrecken einzujagen!«

Frieda schaute von mir zu Sven und schüttelte den Kopf. »Bei euch wird sich auch nichts mehr ändern!« Und dann fügte sie, an mich gewandt, hinzu: »Lena, ich glaube, dein Bruder ist ernsthaft beleidigt.«

»Ich habe mich mordsmäßig auf Friedas Essen gefreut«, erwiderte Sven darauf in einem gekränkten Ton. »Auf einen Braten mit Klößen. Wisst ihr, wie lange ich so was nicht mehr gegessen habe? Und dann erklärt mir Frieda, dass übermäßiger Fleischkonsum für den Welt-hunger verantwortlich sei, weil die Rindviecher tonnenweise Getreide und Soja fressen, für deren Anbaugelände der Regenwald abgeholzt wird.« Sven verzog den Mund. »Stattdessen drückt sie mir ein vegetarisches Kochbuch in die Hand und sagt, »ich dürfe mir was aussuchen! Das hättest du, liebes Schwesterherz, verhindern müssen!«

Ich musste grinsen. Typisch mein Bruder Sven!

Bei diesem Thema wurden Erinnerungen aus unserer Kindheit in mir wach. Bei Frieda gab es schon früher nie öfter als ein-, höchstens zweimal Fleisch in der Woche. Als wir, schon Teenager, an den Sonntagen bis mittags schliefen und durch den Duft von Schmorbraten, geriebenen Kartoffeln für die Klöße und frisch geraspelter Gurke für den Salat, auf ein köstliches Festmahl eingestimmt, wach wurden – das waren immer ganz besondere Momente gewesen.

Mein Bruder und ich haben einen Großteil unserer Kindheit bei Tante Frieda verbracht, weil uns unsere

Mutter dort häufig, um genau zu sein, fast jedes Wochenende und in den Schulferien abgeladen hat.

Unsere Mutter hatte, wenn sie mal daran dachte, für uns Essen zu machen, die Fertiggerichte dieser Zeit gekocht: Dosenravioli, Tütensuppen oder Kartoffelbrei aus der Packung. Und wenn wir dann bei Tante Frieda zu festen Zeiten frisch gekochte Mahlzeiten bekamen, so war das für uns der Himmel auf Erden.

Der Gegensatz zwischen dem chaotischen Leben bei unserer Mutter und der aufgeräumten Welt bei Tante Frieda hätte größer nicht sein können. Mit unserer Mutter, die wir Erika nennen mussten, lebten wir in einer schäbigen Hinterhauswohnung in Frankfurt-Bornheim. In meiner verschwommenen Erinnerung war diese Wohnung immer voller fremder Menschen, die qualmend und Rotwein trinkend nächtelang in unserer Küche hockten und diskutierten.

Und bei Frieda herrschten Ordnung und Sauberkeit, es gab köstliches Essen und feste Regeln.

Schon oft habe ich darüber nachgedacht, was wohl aus meinem Bruder und mir geworden wäre, wenn wir unsere Tante, die ältere Schwester unseres viel zu früh verstorbenen Vaters, nicht gehabt hätten. Im Leben von Frieda war alles geordnet und hatte feste Zeiten. So wie der Festschmaus am Sonntag gehörten bei Frieda »Dörra Kuchla« zum Rosenmontag und im Mai ihre legendäre Maibowle (wehe, das Wetter spielte nicht mit!). Unumstößlich gab es im November eine Martinsgans und im Advent eine Weihnachtsbäckerei, die ihresgleichen suchte: Im Keller hatte sie ein Regal, auf dem große Einweckgläser standen,

gefüllt mit den herrlichsten Plätzchen. Sehr zur Freude der Nachbarskinder, die sich eine Auswahl in kleine Zellophantüten packen durften.

Es waren vielleicht auch diese festen Rituale, die uns Halt in unserem ansonsten regellosen Leben gaben.

»Ach, Sven«, bedauerte Frieda nun, »wenn du doch nur vorher angerufen hättest! Dann hätte ich dir doch alles gekocht, was du dir wünschst! Aber jetzt, so auf die Schnelle ...« Frieda überlegte kurz, dann verkündete sie: »Pellkartoffeln mit Kräuterquark! Dafür habe ich alles da! Lena, holst du die Kartoffeln und dann im Garten Schnittlauch und Petersilie?«

Frieda nahm Topf und Schüssel aus dem Küchenschrank, während sich mein Bruder lässig und breitbeinig an den blankgescheuerten Holztisch setzte und nicht den Eindruck machte, dass er sich an der Arbeit irgendwie beteiligen würde.

Mein Bruder kam nach unserer Mutter. Genau wie sie blieb er nie lange an einem Ort. Ein Weltenbummler, der sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt und damit seine Reisen finanzierte.

Beim Essen erzählten wir uns, was in der Zwischenzeit so alles passiert war.

Tante Frieda berichtete, dass sie neue Nachbarn bekommen hatte. Das Haus gegenüber war verkauft worden, und jetzt lebte ein junges, bezauberndes Paar dort, von dem sie ganz angetan war. Sie schwärmte regelrecht von den neuen Bewohnern: Laura, eine bildhübsche

junge Frau, von der sicher auch Sven begeistert sein würde. Und klug war sie obendrein, wie Frieda beteuerte. Diese Laura war Rechtsanwältin, und Constantin, ihr Mann, irgendwas mit »Events«. Frieda sprach dieses Wort aus, als wäre es etwas Schlimmes.

Ich lächelte nachsichtig und klärte Frieda auf: »Der organisiert nichts anderes als Veranstaltungen.«

»Das weiß ich wohl«, entgegnete Frieda schnippisch. Dann fuhr sie freudig fort: »Das Beste aber ist, Constantin ist Jäger und versorgt mich mit Wild! Neulich hat er mir eine Rehkeule vorbeigebracht. Die mache ich für euch am Sonntag.« Und an Sven gewandt fügte sie hinzu: »Für dich koche ich extra die Gummiklöße, wie sie meine Freundin Waltraud immer gemacht hat. Du erinnerst dich doch daran, oder?«

Während ich mich freute – die Gummiklöße hatten nichts mit Gummi zu tun, es konnte nur keiner mehr erklären, wie diese Klöße zu ihrem Namen gekommen waren –, fing mein lieber Bruder empört an zu schimpfen: »Das sagst du mir erst jetzt? Drohst mir mit einem vegetarischen Essen und hast eine Rehkeule im Keller? Können wir die nicht heute Abend machen? Du glaubst gar nicht, was ich für einen Appetit auf Fleisch habe!«

Vor meinem geistigen Auge sah ich meinen Bruder in der Wildnis vor einem lodernden Lagerfeuer, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, in der Hand ein riesiges, rohes Stück Fleisch am Knochen.

»Gib ihm lieber die Rehkeule, Frieda!«, meinte ich grinsend, »bevor er selbst noch auf die Jagd geht und irgendwas anschleppt!«

Frieda wackelte abwägend mit dem Kopf. »Die Keule muss doch erst noch auftauen! Der nette Jäger hat mir auch eine ganze Tüte mit Wildfrikadellen gegeben, die gehen schneller.« Sie nickte mir zu. »Lena, wärst du so lieb und holst die ...«, ich fiel ihr ins Wort: »... Fleischküchla.«

Viele Begriffe haben wir von Frieda, die ursprünglich aus Oberfranken kommt, einfach übernommen. Ein wenig bissig schob ich hinterher: »Wenn wir Sven damit eine Freude machen können.«

Ich stapfte in den Keller zu Friedas gut gefülltem Gefrierschrank und maulte vor mich hin: »Kaum ist der Sven da, schon kann die Lena springen.«

Als wir nach dem Essen noch eine Tasse Tee tranken – die »Fleischküchla« lagen zum Auftauen neben der Spüle und bekamen die gierigen Blicke von Sven und dem Dackel ab –, versuchte eine Nachbarin, die vor dem Haus stehen geblieben war, durch das Fenster zu uns in die Küche zu schauen. Scheinbar hatte sie unsere Umrise erspäht, denn sie fuchtelte wild mit den Armen herum. Die Frau machte einen sehr aufgeregten Eindruck.

Frieda ging zur Haustür, gefolgt von Amsel, um zu erfahren, was los war.

Sven und ich blieben am Tisch sitzen und waren mucksmäuschenstill. Wir wollten hören, worum es in dem Gespräch ging. Verstehen konnten wir kein Wort – aber es musste etwas passiert sein, denn Friedas Stimme wurde erschreckend hoch, und es waren Gesprächsfetzen zu vernehmen, die blankes Entsetzen zu uns herübertrugen.

## 2

Hauptkommissar Peter Bruchfeld lehnte sich an seinem Schreibtisch entspannt zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf, stieß sich mit dem Stuhl auf Rollen etwas ab und legte zufrieden die Füße auf den Schreibtisch. Er schaute aus dem Fenster und grinste in sich hinein.

Sein ungeliebter Chef Josef Geppert war zu einem Gespräch mit dem Staatsanwalt und dem Leiter der Polizeistation gerufen worden. Peter hoffte schon lange, dass Geppert rausgeschmissen werden würde. Vorhin hatte er gesehen, wie Geppert mit hochrotem Kopf in sein Büro geeilt war und die Tür hinter sich zugeknallt hatte. Peter malte sich aus, wie Josef Geppert vom Staatsanwalt auseinandergenommen worden wäre, und seine Laune wurde immer besser.

Bärbel König, seine Lieblingskollegin, kam mit einer Tüte vom Bäcker ins Büro und pfiß durch die Zähne. »Jippie-ay-ey! Sind wir jetzt hier im Wilden Westen?«

Peter blickte Bärbel fragend an.

Sie zeigte auf seine Cowboystiefel. »Wo hast du die denn her?«

Nicht ohne Stolz erzählte Peter, dass er endlich alle Koffer und Umzugskartons, aus denen er nun schon fast ein Jahr seit seiner Scheidung lebte, ausgeräumt und dabei diese »geilen Stiefel« entdeckt habe, die er sich vor über zehn Jahren gekauft habe.